

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Band: 54 (1974-1975)
Heft: 12

Artikel: Über Kultur, Wirtschaft und Politik
Autor: Salis, J.R. von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über Kultur, Wirtschaft und Politik

Der folgende Beitrag wurde als Vortrag vor Mitarbeitern der Schweizerischen Bankgesellschaft gehalten. Im Einverständnis mit dem Verfasser publizieren wir die unveränderte Originalfassung.

I.

Wenn ich meinen Auftrag richtig verstanden habe, ist es Ihr Wunsch, von mir einige persönliche Erfahrungen und Gedanken aus meinem Tätigkeitsgebiet zu hören, das nicht das Ihre ist. Es ist ja für jeden von uns eine Lebensfrage, wenn er vor die Berufswahl gestellt wird. Ich erinnere, dass mein Vater, als ich vor der Maturität stand, mir freistellte, ein akademisches Studium zu machen, aber mir auch zu bedenken gab, ich könnte einen kaufmännischen Beruf erlernen. Die Aussicht, in eine Berner Privatbank, die nahen Verwandten gehörte, nach absolvierter Lehrzeit einzutreten, war vielleicht eine Möglichkeit. Vom praktischen Standpunkt des Broterwerbes aus bedeutete jedenfalls das akademische Studium, zumal wenn es sich eine akademische Laufbahn, das heisst *die Wissenschaft als Beruf*, zum Ziel setzte, ein Risiko. Bankiers – und ich habe diesen Ausdruck aus dem Munde einer Ihrer führenden Persönlichkeiten gehört – nennen sich selber scherzweise «Geldverdiener»; als ich – was mein Recht als bescheidener Aktionär war – an einer Ihrer Generalversammlungen teilnahm, forderte mich nachher diese Persönlichkeit auf, mich beim Imbiss zu den Geldverdienern zu setzen. Was nicht nur eine Ehre für mich war, sondern in Klarschrift hiess, dass ich selber kein «Geldverdiener» sei. Ich beziehe mich auf diese Anekdote, um anzudeuten, dass der geistig Schaffende, der Wissenschaftler, Forscher, Lehrer, Schriftsteller, Künstler – also was man die Vertreter der «Kultur» nennt – in der Gesellschaft den wirtschaftlich schwächeren Teil bilden und natürlich auch den politisch einflusslosesten Teil.

Es könnte daher paradox anmuten, wenn auf der einen Seite diese Kulturschaffenden sich in der Regel – Ausnahmen bestätigen diese Regel –

in der Lage von wirtschaftlich Schwachen oder gar Abhängigen befinden und andererseits den Anspruch erheben, in voller Freiheit und Unabhängigkeit, ohne Rücksicht auf geltende Ansichten und Tabus *das* auszusprechen, lehren und schreiben zu dürfen, was sie denken; und zwar auch dann, wenn das, was sie denken, von den landläufigen politisch-ökonomischen Meinungen abweicht. Im liberalen Staat sind die akademischen Lehrer unter allen geistig Schaffenden noch am besten gestellt, nicht nur, weil sie ein Gehalt beziehen und pensionsberechtigt sind, sondern weil der Grundsatz der «Freiheit von Forschung und Lehre» vom Staat, ihrem Brotherrn, anerkannt ist. Das hatte seinen Grund darin, dass wissenschaftliche Fortschritte, Entdeckungen und Lehren nur möglich sind, wenn keine ausserwissenschaftliche Instanz, zum Beispiel der Staat oder gar eine Zensurbehörde, sich einmischt, Vorschriften macht oder Weisungen erteilt. Staat und Wirtschaft haben das eingesehen und davon auch grosse Vorteile gehabt, indem auf vielen Gebieten der Wissenschaft – denken wir an die Physik, die Medizin, die industrielle Technik usw. – Fortschritte erzielt wurden, die nur bei Beachtung des Grundsatzes der Freiheit der Forschung möglich waren.

Die Vertreter der sogenannten Geisteswissenschaften, die an den philosophischen Fakultäten unterrichtet werden, aber auch die Vertreter der Theologie und selbst der Rechtswissenschaft, befassen sich mit Problemen, die der Erforschung wert sind, aber zu kontroversen Ergebnissen und Meinungen Anlass geben können. Betrachten Sie den Unterschied in der Behandlung dieser Gebiete in freien und in autoritären Staaten (ich nenne «autoritär» politische Regimes, die ebensogut «rechts» stehen können, wie zum Beispiel in Spanien und anderswo, wie «links», im bürokratisch-diktatorischen Osten). Für unsere Mediziner, Physiker, Mathematiker, Ingenieure usw. besteht keine Schwierigkeit, sich mit ihren Fachkollegen aus der Sowjetunion oder einem andern autoritären Staat zu verständigen; mehr als das: sie benützen die Forschung, die in Russland gemacht wird und in dortigen wissenschaftlichen Zeitschriften und Büchern veröffentlicht wird, zu ihrem eigenen Nutzen. Solche «reine», das heisst an keine Weltanschauung gebundene Wissenschaft, ist heute vollkommen international. Wenn man sagt, Geld habe keinen Geruch, kann man auch sagen, die Technologie im weitesten Sinne (man kann auch die medizinische Therapie dazuzählen) habe ebenfalls keinen Geruch.

Sobald es sich um die Geisteswissenschaften handelt, ist es etwas anderes. Zwar wurde vor kurzem der periodisch stattfindende internationale Historikerkongress – um von meinem eigenen «Fach» zu reden – in Moskau abgehalten. Es gibt auch auf diesem Wissensgebiet ganz bestimmte Forschungstechniken, zum Beispiel die Publikation von Quellen und Dokumen-

ten und ihre Auswertung in Abhandlungen, die international anerkannt und allen Fachleuten geläufig sind. Das ist aber eine zu enge Fassung des Komplexes Geschichtswissenschaft, indem es sich dort auch um das Denken über Geschichte, um Geschichtsphilosophie, in vielen Fällen auch um die Beurteilung politischer Vorgänge der früheren und näheren Vergangenheit handelt; in diesen Fällen urteilt der Historiker entweder individuell, das heisst unabhängig von staatlichen, parteipolitischen oder ideologischen Richtlinien, oder er ist gezwungen, sich behördlichen Vorschriften zu beugen.

Ich habe in Universitäten eines osteuropäischen Landes festgestellt, dass Kollegen des historischen Fachs, von denen ich den Eindruck gewann, dass sie der marxistisch-leninistischen Parteidoktrin und daher dem «historischen Materialismus», der die philosophische Grundlage dieser Regimes bildet, *nicht* anhängen, ihre Forschungen auf relativ harmlose Gebiete verlegten: Beispielsweise auf Geschichte des Mittelalters, wo man nicht viel verderben kann, und sogar auf die Geschichte des 18. Jahrhunderts, wo allerdings bereits die Aufklärungsphilosophie ins Spiel kommt, aber eben doch die Geschichte der Kabinettpolitik eines Friedrich des Grossen, einer Maria Theresia und einer Katharina von Russland usw. ein weites Feld für Forschung, Lehre und Doktordissertationen offen lässt. Wir erhalten aus diesen Ländern durchaus brauchbare Arbeiten. Wie dem auch sei: Wo das kritische *Denken* über Geschichte und Politik und auch über Wirtschaft, über Philosophie und Theologie gelehrt wird, wo der Forscher und Lehrer die Freiheit von Forschung und Lehre faktisch viel nötiger hat als seine Kollegen von der medizinischen Fakultät, von den Naturwissenschaften und von den technischen Wissenschaften, kann nur ein Staat, der Freiheit gewährt, dem Forschen, Denken und Lehren eine Unabhängigkeit zubilligen, die möglicherweise zu Widerspruch herausfordert. Ich glaube aber, dass gerade solche kritische Auseinandersetzungen den Ausgangspunkt für die Klärung eines Problems bilden. Denn die Wissenschaft muss das bisherige Wissen immer von neuem in Frage stellen. Einsteins Relativitätstheorie war anfänglich sehr umstritten, Freuds Psychoanalyse hat zu harten Auseinandersetzungen geführt, und wenn Sie an die Wirtschaftswissenschaft denken, dann ist Ihnen bekannt, dass ein Keynes und ein Galbraith mit ihren neuen Ideen auf Widerspruch stiessen. Damit ist nicht gesagt, dass etwas, das auf Widerspruch stösst, deshalb auch schon richtig und fortschrittlich sei; aber dass Keynes und Galbraith die Nationalökonomien zu einem neuen Überdenken der klassischen Lehre veranlasst haben, steht fest; diese «Wirtschaftsdenker» – denn auch die Wirtschaft ist nicht bloss eine Technik, sondern das Ergebnis eines Denkprozesses – haben zweifellos neue Perspektiven eröffnet, uns auf neuartige Verhältnisse,

Veränderungen im Wirtschaftsprozess usw. aufmerksam gemacht, die der bisherigen traditionellen Nationalökonomie entgangen waren.

Nach den verhältnismässig unangefochtenen Vertretern der Natur- und technischen Wissenschaften und den bereits stärker ins Kreuzfeuer von kritischen Auseinandersetzungen verwickelten Vertretern der an das individuelle Denk- und Urteilsvermögen appellierenden Geisteswissenschaften gibt es eine dritte Kategorie der geistig Schaffenden: die Künstler, Schriftsteller und Dichter. Diese gehen, unabhängig von staatlich anerkannten Institutionen und Hochschulen, gleichsam auf eigenes Risiko einer schöpferischen Tätigkeit nach.

Sie bilden nicht nur die wirtschaftlich und daher gesellschaftlich schwächste Kategorie der im kulturellen Bereich Tätigen, sie geniessen auch nicht den rechtlich den Hochschullehrern zugebilligten Schutz der Freiheit von Forschung und Lehre. Bestenfalls ist ihnen die freie Meinungsäusserung gewährt. Man wird fragen: tragen denn Dichter, Maler, Komponisten, Romanschriftsteller etwas bei zu «Forschung und Lehre»? Im akademisch-wissenschaftlichen Sinne wohl kaum. Aber im Sinne schöpferischer, denkerischer, nicht nur gestaltender, sondern auch kritischer Weltbetrachtung ganz gewiss. Solche Männer nehmen zweifellos in der Gesellschaft und im Staat verschiedene Risiken auf sich. Von den Risiken, denen sie in autoritären Staaten ausgesetzt sind, wollen wir erst gar nicht reden – aktuelle Fälle sind uns so gegenwärtig, dass wir sie nicht zu nennen brauchen. Dass jeder nach seiner Façon selig werden dürfe, hatte der sehr autoritär regierende Friedrich von Preussen zugunsten der Glaubensfreiheit als erster ausgesprochen und in seinem Staate praktiziert. Das war zu seiner Zeit ein grosser Fortschritt, wo auch in unseren Kantonen die Verbundenheit von Staat und Staatskirche dem Einzelnen konfessionelle Fesseln anlegte: man denke, wie im Zeitalter der Aufklärung in der Republik Zürich so honorige Bürger wie Bodmer und Breitinger wegen ihrer literaturkritischen Werke, die von der Kirche als Abweichungen vom rechten Glauben denunziert wurden, unliebsames Aufsehen erregten; oder dass zur gleichen Zeit der Berliner Philosoph Moses Mendelssohn die Einladung des berühmten Pfarrers Lavater dahin beantwortete, ob er denn nicht wisse, dass ein Jude vor Sonnenuntergang die Stadt Zürich verlassen müsse.

Die Französische Revolution, die mit der bürgerlichen Rechtsgleichheit zunächst den Terror, dann die Diktatur Napoleons gebracht, aber im Laufe der Jahrzehnte auch der Freiheit zum Durchbruch verholfen hat, änderte grundsätzlich das Verhältnis zwischen der Staatsautorität und dem Bürger. Ich sage hier absichtlich nur «Bürger»; denn es wird zu wenig beachtet, dass die Befreiung der Wirtschaft von korporativen Fesseln, also der Übergang von der staatlich gelenkten Wirtschaft, auch die Befreiung des Indivi-

duums von staatlich vorgeschriebenem Glauben und Denken und daher den Übergang von einem behördlich in Fesseln geschlagenen Geistesleben zum freien Forschen, Denken, Lehren und zur unbehinderten Meinungsäußerung hervorgebracht hat. Wobei es schwer zu sagen ist, ob die freie Wirtschaft die freie Politik, die Glaubensfreiheit und die freie Meinungsäußerung herbeigeführt hat, oder ob umgekehrt der Kampf für geistige Freiheit, wie ihn die Aufklärungsphilosophen, Voltaire und andere, mit grosser Durchschlagskraft geführt haben, den Anstoss zur Wirtschaftsfreiheit gab. Soviel ist sicher, dass die Fesseln des Merkantilismus fielen, und das Individuum in einer staatsfreien Sphäre frei wirtschaften, auf eigenes Risiko und ohne behördlichen Zwang eine Firma gründen, seinem Gewerbe obliegen und Handel treiben konnte, ohne in seiner persönlichen Verfügungsgewalt über Produktionsmittel, Kapital und Handelswaren durch etwas anderes als durch die Zwänge der Leistung und der Konkurrenz eingeschränkt zu werden.

Es ist, nebenbei bemerkt, einer der auffallendsten Züge der Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrhunderts sowohl in England als auch in Frankreich, dass neben politischen und philosophischen Fragen auch solche der Wirtschaft, der Finanz, der Verwaltung, ja des technischen Fortschrittes – das alles findet man besonders ausführlich in der «Grande Encyclopédie» von Diderot und seinen Mitarbeitern dargestellt – diese Denker nachhaltig beschäftigten. Adam Smith war ein Philosoph, und im praktischen Wirtschaftsleben hat man wohl nicht viel Zeit und Musse, darüber nachzudenken, welche philosophische Bedeutung die Wirtschaft, genauer gesagt: die Begründung des geltenden Wirtschaftssystems hat; erst wenn Ruhestörer grossen Kalibers wie Karl Marx, der selber ein Philosoph aus der Schule Hegels war, dieses geltende Wirtschaftssystem grundsätzlich in Frage stellen, oder wenn innerhalb des geltenden Systems und zu dessen Anpassung an veränderte Verhältnisse ein Keynes, ein Galbraith und andere ihre Theorien verkünden, bemerkt auch der Praktiker, dass das Denken über den wirtschaftlichen Prozess, über seine Wechselwirkung mit Strukturveränderungen in der Gesellschaft und im Staat, auch das Denken über unsichtbare Zusammenhänge der Wirtschaft mit geistigen Strömungen und politischen Problemstellungen, *prinzipiell* von grösserer Wichtigkeit ist als die Finanztechnik, als das Management, kurz als die bloss praktisch-organisatorischen Vorgänge innerhalb des Wirtschaftsablaufes.

Es ist bezeichnend, dass ein zur liberalen Schule gehörender Fachmann wie Raymond Aron einmal sagte, der Liberalismus kenne nur *ein* Dogma: das sei die Freiheit des Geistes. Gibt es ohne sie Wirtschaftsfreiheit?

II.

Sie haben vielleicht den Eindruck, dass ich von meinem Auftrag, Ihnen über meinen persönlichen Werdegang und mein Tätigkeitsgebiet Auskunft zu geben, etwas abgewichen bin, indem ich *allgemeine Betrachtungen* anstellte. Aber gerade darin erblickte ich mein Anliegen, sowohl in der Forschung und Lehre als auch in meinen Publikationen. Ich meine damit das, was man vielleicht die «*grossen Zusammenhänge*» nennen kann. Es ist bei der heutigen Spezialisierung nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im Berufsleben und der praktischen Tätigkeit eine Gefahr, dass man sich auf eine bestimmte Sparte konzentrieren muss, so dass nicht genug Zeit und Raum zu geistiger Beweglichkeit übrig bleibt, die es erlauben würden, sich über *die Zusammenhänge mit anderen Sparten und andern Tätigkeitsgebieten Gedanken zu machen*. Aber alles wirkt auf alles, *alles hängt miteinander* zusammen. Der enzyklopädische Geist, wenn ich es einmal so bezeichnen darf, scheint überlebt und ausserdem unmöglich geworden zu sein. Der Universalgelehrte, der Enzyklopädist, der sich mit *allem* beschäftigt, gehört anscheinend der Vergangenheit an, weil es einfach nicht mehr möglich ist, sich eingehend und nutzbringend mit Dingen zu beschäftigen, die sich ausserhalb unseres eigenen «Fachs» befinden. Wir sind tatsächlich alle, ob Wissenschaftler, Künstler, Politiker, Unternehmer oder Bankleute, Gefangene unseres «Fachs», das uns gerade genug zu tun gibt. Wer sich anmasst, über alles Bescheid wissen und über alles reden zu wollen, gerät in den Verdacht, ein Dilettant, ein Hansdampf in allen Gassen, ein oberflächlicher Mensch zu sein, der bloss mit den Fingerspitzen die Erscheinungen der heutigen Welt abtastet, aber nichts gründlich kennt. Man nennt das auch «Journalismus», wobei zu sagen ist, dass sogar im Journalismus die Spezialisierung stark fortgeschritten ist; die verschiedenen Ressorts der Aussen- und Innenpolitik, der Wirtschaft und Finanz, des literarischen, künstlerischen und philosophischen Feuilletons haben sich auch in den grösseren Zeitungen fast wie die Fakultäten einer Universität voneinander getrennt – und lassen einander beileibe nicht in die Gestaltung ihrer Sparten hineinreden!

Ich bin durchaus der Meinung, dass jeder von uns sein Handwerk gründlich kennen muss, dass er ein guter Fachmann sein soll, dass er, ob Praktiker, Forscher oder Künstler, zunächst seinen «Beruf» lernen und beherrschen muss. Wie kam ich dazu, so etwas wie eine Wissenschaft – oder einfach ein Bescheidwissen – über das Allgemeine, genauer gesagt: über die Zusammenhänge, zu pflegen? Ich möchte vorausschicken, dass ich nur mein eigenes Fach – Geschichte, Philologie, Soziologie, politische Wissenschaft – wirklich zu kennen glaube, das eine übrigens weniger als das andere. Nie-

mals würde ich mir anmassen, eine eigene Meinung über theoretische Physik – obgleich gerade sie zur Umgestaltung des Weltbildes im 20. Jahrhundert Entscheidendes beigetragen hat – zu äussern; auch nicht über Medizin, die so viel zur körperlichen und seelischen Hygiene der modernen Gesellschaft beigetragen hat; auch nicht über industrielle Technik, mit der ich meine Kollegen und Schüler an der Zürcher ETH befasst wusste, die ich aber gleichsam nur am Rande in mich aufnehmen konnte; auch nicht über die Finanzwissenschaft, die für einen modernen Politiker eigentlich unentbehrlich sein sollte. Es ist typisch, dass ein französischer Diplomat einmal im Gespräch zu mir sagte, der und der Politiker habe eine grosse «culture financière» – eine Finanzbildung, was wohl ein ziemlich neuer Begriff, aber auch eine sehr wichtige Sache ist. Es handelt sich grosso modo darum, zu erkennen, welche Funktion in der Gesamtheit der heutigen Welt diese verschiedenen Gebiete ausüben.

Ich ging also diese Dinge nicht als Spezialist an. Aber da ich bereits in meiner Dissertation über einen Denker und Gelehrten schrieb, der sowohl Historiker als auch Nationalökonom und Sozialpolitiker und überdies Schriftsteller und Publizist war – er hiess *Sismondi* und lebte um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert – musste ich mich in Gebiete und Gedankengänge einleben, die noch vom enzyklopädischen Geist des 18. Jahrhunderts beeinflusst waren. Aber sie reichten bereits tief in eine moderne Problematik, indem es die auf die Napoleonischen Kriege folgenden Wirtschaftskrisen und die Industrierevolution waren, die *Sismondi* veranlasst haben, *sein kritisches Werk über die sozialen Folgen der freien Konkurrenzwirtschaft unter dem Titel «Nouveaux Principes d'Economie politique» zu publizieren*. Ein Werk übrigens, das im Zusammenhang mit den vorhin erwähnten modernen Wirtschaftstheorien, aber auch aus der Perspektive des Zusammenhangs der modernen Gesellschaftsstruktur mit dem geltenden Wirtschaftssystem in letzter Zeit wieder eine gewisse Aktualität erlangt hat. Voriges Jahr wurden *Sismondis* Ideen in Kolloquien an der Pariser Sorbonne und hernach auch in Genf in einem internationalen Gelehrtenkreis von neuem diskutiert.

Dann wurde ich mitten in die politische und wirtschaftliche Aktualität geworfen, als ich 1930 Pariser Korrespondent des Berner «Bund» wurde. Merken Sie sich die Jahrzahl: es war das erste Jahr der Weltwirtschaftskrise, die im Zusammenhang mit dem schier unlösbaren Problem der deutschen Reparationszahlungen an die Alliierten des Ersten Weltkrieges und der Kriegsschulden der europäischen Verbündeten an die Vereinigten Staaten von Amerika zu harten politischen Auseinandersetzungen und schwierigen Verhandlungen führte. Nachdem an der Konferenz von Lausanne 1932 die deutschen Reparationen gestrichen wurden und infolgedessen Frankreich

seine Zahlungen an die Vereinigten Staaten einstellte, begannen die heute noch wirksamen Schwierigkeiten in den französisch-amerikanischen Beziehungen. Und schon stand Hitler vor der Tür.

Ich konnte von dem damals als eine Drehscheibe der Weltpolitik wirkenden Paris aus die verhängnisvollen politischen Folgen des deutschen Umsturzes beobachten. Nun gebe ich zu, dass ich in diesem während mehrerer Jahre ausgeübten Journalistenberuf mich rasch orientieren, mir schnell Kenntnisse erwerben, auch ein persönliches Urteil bilden musste; bei der Rapidität, mit der sich die Ereignisse innen-, aussen- und wirtschaftspolitischer Art aufeinander folgten, musste ich mit Aufnehmen, Beurteilen und Schreiben rasch bei der Hand sein. Dabei unterliefen mir zweifellos auch Fehler. Vielleicht darf ich mir zugute halten, dass es gerade die gründliche Aneignung eines bestimmten Faches war, und zwar des mit der Politik und Wirtschaft – auch mit der Kultur – am engsten verbundenen Faches, nämlich der modernen Geschichte und Soziologie, das mir Methoden, Massstäbe und Kenntnisse in die Hand gegeben hatte, die ich als Berichterstatter für die Zeitungen gut brauchen konnte. Jedenfalls, was die wirtschaftliche, handels-, finanz- und währungspolitische Seite meines journalistischen Auftrages betrifft, so waren die Jahre der Weltwirtschaftskrise, von Paris und den dortigen internationalen Verbindungen aus gesehen, meine wertvollste Lehrzeit.

Diese hat mich ganz besonders auch auf die politischen Folgen von krisenhaften Wirtschaftsvorgängen aufmerksam werden lassen. Denn dass Hitler ohne die sozialen Folgen – vor allem die Massenarbeitslosigkeit – der Wirtschaftskrise kaum an die Macht gelangt wäre, dürfte heute von allen Historikern anerkannt werden. Im Jahre 1936 waren die Wahlen zum französischen Parlament, die den Parteien des «Front populaire» unter der Führung von Léon Blum die Mehrheit eintrugen, ebenfalls eine Folge der schweren Depression und ihrer sozialen Folgen. Ich sehe mich noch im Wagen eines französischen Fabrikdirektors, als wir den Industriekomplex von Roubaix-Tourcoing aus der Ferne erblickten, wo wenige Kamine rauchten, und er mir sagte: «Wenn wir heute den Front populaire haben, dann kommt es davon her, dass ihn das Patronat selber verursacht hat.» Das französische Unternehmertum braucht harte Anstöße, ehe es sich zu Konzessionen herbeilässt und diese auch erst macht, wenn die politische Situation keinen andern Ausweg mehr offen lässt. Es gibt Lehren, meine Herren, auch wenn sie weit zurückreichen in der Zeit, die man nicht so leicht vergisst ...

Und glauben Sie mir, dass auch das Geistesleben einen mächtigen «Impakt» auf das Leben der Gesellschaft hat. Rousseau war ein armer Teufel, der mit Notenschreiben sein kärgliches Brot verdiente; aber sein «Contrat

social» wurde zum Evangelium der Jakobiner und zur *Bibel der egalitären Demokratie*. Karl Marx war nicht weniger arm in seinem Londoner Exil; aber seine im «Kapital» ausgeführte Lehre von den Produktionskräften als dem die Gesellschaft umgestaltenden Element wurde für eine Partei, die eine *auch wirtschaftlich egalitäre Demokratie* postuliert, ebenfalls zu einem Evangelium. Gerade die *Einseitigkeit solcher Lehren*, die einer kritischen Analyse bedürftig wären, macht ihre *politische Durchschlagskraft* aus. Unter Abwandlung eines Sprichwortes könnte man sagen: stetes Wort höhlt den Stein. Das Wort ist mächtig, zwar nicht unmittelbar, aber allmählich; diejenigen, die es brauchen, sind meistens weder politisch einflussreich in ihrer Heimat, noch finanziell gut gestellt; aber das gesellschaftskritische Wort, das so alt ist wie die griechische Philosophie und auch dann nicht unwirksam bleibt – à la longue, muss man beifügen –, wenn es von einem autoritären Staat unterdrückt wird, bleibt nie ganz ohne Folgen. Was daraus entsteht, ist dann oft etwas anderes – die westliche Demokratie entspricht nicht ganz dem «Contrat social» und die Sowjetunion auch nicht ganz dem «Kapital»; aber der Anstoss eines Rousseau und eines Marx war historisch wirksam.

Ich habe absichtlich extreme Beispiele genannt, um den Beweis zu führen, dass das kulturelle Leben im weitesten Sinn – Wissenschaft, Philosophie, Literatur, Kunst – nicht einfach ein Schmuck unseres Daseins ist. Zwar schmücken Meisterbilder viele gute Häuser, aber dass die Meister der Malerei auch Künder ihrer Zeit, Gestalter eines veränderten Lebensgefühls sind, Pioniere eines neuen Sehens, Darsteller eines veränderten Weltbildes, ist ihre historische Bedeutung. Ich vergesse Picassos «Guernica»-Darstellung an der Pariser Weltausstellung von 1937 nicht, als der Spanische Bürgerkrieg noch wütete und darüber hinaus der Schrecken der Bombardierung einer Stadt aus der Luft, der in den kommenden Jahren das Los Europas werden sollte, von diesem Maler seherisch in diesem Bild vorweggenommen wurde.

Auch das ist ein extremes Beispiel, es gibt sicher auch in der Kunst Freundlicheres und Gefälligeres. Aber dass die alten Formen zerbrachen, dass schon Cézanne dem Kubismus den Weg bahnte, dass der deutsche Expressionismus, der mit dem Ersten Weltkrieg zusammenfiel, und die Ecole de Paris in ihren verschiedenen Ausdrucksformen anzeigten, dass das harmonische, perspektivische und realistische Sehen eines bürgerlich geordneten 19. Jahrhunderts zu Ende war, beweist, dass die Kunst Zeugenschaft, oft auch vorwegnehmende Zeugenschaft einer veränderten Gesellschaft, eines neuen Lebensgefühls in unserem Jahrhundert ist. Ich kann nicht länger dabei verweilen, sondern nur andeuten, dass es kein Zufall ist, wenn die Komponisten nicht mehr musizieren wie Mozart und Schubert

die Dichter nicht mehr Gedichte schreiben wie Goethe, dass die Romanschriftsteller oft gesellschaftskritische Probleme behandeln.

Es ist leider in allen Ländern eine Schwäche der Politiker, dass sie oft nicht imstande sind, in einem übertragenen Sinn die Musik ihrer Zeit zu vernehmen, das Weltbild der Künstler zu sehen, die Probleme der Philosophen und Schriftsteller zu erfassen. Ich sage das, weil in meinem Leben mir diese Diskrepanz zwischen einer Kultur, die viel Wichtiges über unsere Zeit auszusagen vermag, und einer Politik, die oft um Jahre oder Jahrzehnte hinter der Entwicklung herläuft, auffiel.

Nicht um der Wirtschaft Komplimente zu machen, sondern weil es so ist, kann man umgekehrt feststellen, dass die wirtschaftliche Entwicklung den Ein- und Ansichten der Politiker und der öffentlichen Meinung oft vorauseilt.

In einem Beitrag der Genfer Professorin Jeanne Hersch zum «Jahrbuch» der Stiftung Pro Helvetia, in dem von der kulturellen Lage der Schweiz die Rede ist, sagt die Verfasserin: «Während normalerweise die Sachen zur Trägheit und der Geist zur Erneuerung neigen, scheint sich bei uns das Gegenteil zu ereignen: die Kräfte der Wirtschaft stossen uns vorwärts, während wir bleiben möchten, was wir waren. Mit der Gegenwart und der unmittelbaren Zukunft konfrontiert, bleibt der Geist in der Schweiz in der Defensive. Sicher passen wir uns an, und wir werden uns anpassen, aber resigniert und ohne Freude. Wir wünschen die Dinge nicht so zu sehen, wie sie sind. Wir möchten beinahe, dass sich die Anpassung ohne unser Wissen vollziehe, während wir schlafen, damit wir fortfahren können, uns auf die gleichen Grundsätze, die gleichen Tabus zu berufen, ohne zu prüfen, ob sie noch ihren Sinn haben. Das ist keine gesunde Situation für die Kultur, denn die Kultur entspringt dem Mut, klar zu sehen. Wenn dieser Mut auch nur in einigen Punkten fehlt, werden die schöpferischen Kräfte allmählich gelähmt, und auf dem Gebiete der Kultur bleiben dann nur konformistische Praktiken übrig, mit denen wir uns wohlmeinend helfen, uns gegenseitig die Realität zu verbergen.»

Dieser Text ist von 1964, und schon damals stimmte er nicht mehr ganz; heute ist eher das Gegenteil eingetreten: das kulturelle Schaffen in der Schweiz ist für viele Wohlgesinnte zu einem Schrecken geworden.

III.

Meine Herren, Sie werden denken, dass ich wieder abgeschweift bin und Ihnen nicht genügend von meiner Tätigkeit Rechenschaft ablege. Ich bin aber nur ein wenig voreilig gewesen, indem auch ich diesen Mut zum Klar-

sehen als eigentliche Aufgabe des kulturell Schaffenden betrachte. Ausserdem lässt sich meine Tätigkeit in der Rückschau rasch überblicken: seit meiner Rückkehr in die Schweiz 33 Jahre Dozent für moderne Geschichte und Politik an der Freifächerabteilung der ETH, zu diesem Themenkreis die Publikation von ein paar Büchern und etlichen Zeitungsartikeln, in den Kriegsjahren wöchentliche Radiokommentare zur politischen und militärischen Weltlage. Und wie es in einer akademischen Stellung Pflicht ist, auch ein paar Nebenämter, die ich übrigens nicht als Nebensache behandelte: 12 Jahre Aufsichtskommission des kantonalen Gymnasiums in Zürich, nach dem Zweiten Weltkrieg Mitglied einer Kommission für Hochschulreform in Deutschland und Gastprofessor an der Universität Wien, Delegierter an der Generalkonferenz der UNESCO. Hernach 12 Jahre Präsident der Stiftung Pro Helvetia und während der gleichen Zeitspanne Mitglied des Stiftungsrates des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung und der Schweizerischen Kommission für die UNESCO. Zuletzt noch ein Jahr Gastprofessor für politische Wissenschaft in Lausanne. Dass ich ein Mitbegründer des Stapferhauses auf der Lenzburg war, wo wir heute tagen, darf ich hier erwähnen, denn ich habe immer Freude an der Entwicklung dieser Institution gehabt.

Damit könnte ich schliessen, aber ich halte Ämter und Ämtchen nicht für die Hauptsache; jeder Bürger muss sich zur Verfügung halten, und man versucht, nach bestem Wissen solche Aufgaben zu erfüllen.

Wichtig ist nur der Sinn, den man seiner Tätigkeit gegeben hat, und die Lehre, die man daraus ziehen konnte. Denn man lernt am meisten, wenn man selber unterrichten muss, und man lernt die Probleme am besten kennen, wenn man sich in einer praktischen Tätigkeit mit ihnen auseinandersetzen muss.

Über meine akademische Lehrtätigkeit und meine wissenschaftlichen Arbeiten möchte ich mich nicht verbreiten: jeder leistet in seinem Fach, was er zustandebringen kann, und wenn er ein wenig sokratische Weisheit besitzt, dann weiss er auch, dass wir nicht viel wissen. Alles ist Stückwerk, manches vergeht schnell und wird vergessen, es war bestenfalls momentan nützlich, über eine Fernwirkung, falls eine solche vorliegen sollte, brauchen wir uns keine Gedanken zu machen. Was *hinter den Dingen liegt*, was unterschwellig und oft unheimlich den Dingen zugrunde liegt, welchen tieferen Sinn alles hat, wie wir uns Gott vorzustellen haben, sind lauter Fragen, über die uns die Wissenschaft keine sehr deutliche Auskunft geben kann.

Was uns hingegen beschäftigen muss, ist das Hiesige und das Vorhandene, unsere Welt, unser Land, unsere Gesellschaft, unsere Kultur, unsere Politik, unsere Wirtschaft. Wir sind hienieden von Gegenwarten und

ihren Anforderungen umstellt. Ich habe mein Amt als Präsident der Pro Helvetia ernst genommen; denn die Aufgabe der Kulturwahrung und Kulturförderung, dazu die kulturelle Ausstrahlung über die Grenzen – was man kulturelle Aussenpolitik nennt – schienen mir sehr wichtig. Der Staat gab uns dazu die Mittel. Ein Stiftungsrat ist zwar kulturell nicht schöpferisch, aber er muss die schöpferischen Kräfte im eigenen Land erkennen und richtig beurteilen können, wenn er sie fördern will, und er darf in einem vielsprachigen Land mit mehreren Konfessionen, Kulturen und weltanschaulichen Richtungen nicht nach einem Parteischema oder einer Ideologie urteilen, sondern allein nach der Qualität. Sehen Sie, auch in ihren kulturellen Beziehungen zum Ausland muss die Schweiz eine Bewährungsprobe bestehen, die nicht weniger ins Gewicht fällt, wenn unser Land sein Ansehen und seine internationale Geltung bewahren will, als seine Handelsbeziehungen und seine humanitären Leistungen. *Was die Lebensberechtigung eines Volkes ausmacht, ist sein Beitrag zur Menschheitskultur.* Es dürfte Ihnen bekannt sein, dass England durch seinen vom Staate gut dotierten «British Council» für seine kulturelle Ausstrahlung in der Welt sorgt; Pro Helvetia hat mit dem British Council gemein, dass sie zwar vom Staate dotiert, aber als öffentlich-rechtliche Stiftung unabhängig ist, das heisst die ihr zur Verfügung gestellten Mittel nach eigenem Gutdünken verwenden kann. Bundesrat Etter hat weitblickend «Entstaatlichung, Selbstbestimmung und Unabhängigkeit» der Pro Helvetia eingeräumt, und für ihre Kulturwerbung im Ausland noch vor Kriegsende im März 1945 im Nationalrat erklärt: «Darüber hinaus wird sich der Pro Helvetia eine neue Aufgabe stellen, die jener während des Krieges direkt entgegengesetzt ist und die ich mit einem einzigen Satz umschreiben möchte: *Ausbruch aus der geistigen und kulturellen Réduit-Stellung*, in die wir ohne unser Verschulden uns gedrängt sahen.»

Hier nun liegt das Problem, das Prof. Jeanne Hersch angedeutet hat: die Schweizer, von zwei Weltkriegen verschont, hatten Mühe, die ungeheuren Veränderungen, die in ihren Nachbarländern und in der ganzen Welt vor sich gegangen waren, zu verstehen; sie waren überzeugt, dass ihre bisherigen Ansichten und Gepflogenheiten das Mass aller Dinge sei; sie zögerten, die in unserem Land seit 1914 stehengebliebene Zeit einzuholen. Denn die Weltkriege hatten einen Beschleunigungseffekt auf die Entwicklung der Politik, Wirtschaft, Technik und Kultur der meisten Völker ausgeübt.

Ich glaube, dass ausser der Wirtschaft, die unser Land vorwärtstrieb, weil es mit der europäischen und Weltwirtschaft eng verbunden ist und durch die Exportindustrie und die Banken sich den Regeln der Weltwirtschaft anpassen muss, auch die Technologie dazu beitrug, dass die Schweiz, wenn ich es französisch ausdrücken darf, wieder «contemporaine du reste du monde»

wurde. *Wir müssen Zeitgenossen der andern Völker sein.* Ich will damit gar kein Werturteil fällen. Die heutige Welt ist, was sie ist; die Weltpolitik wird sicher nicht bei uns gemacht, aber wir leben nolens volens in ihrem Rahmen. Das geistige Leben hat in der ganzen Welt Impulse von den Katastrophen und Brüchen erhalten, die das Schicksal der Menschheit des 20. Jahrhunderts sind. Es wäre eine schlecht verstandene «geistige Landesverteidigung», wenn sie sich zum Ziele setzen würde, das «Réduit» aufrechtzuhalten, wenn sie sich den neuen Erscheinungen und Strömungen in der Welt verschliessen würde und das Schweizerhaus bei geschlossenen Fensterläden erhalten wollte.

Wir brauchen zweifellos nicht alles nachzuahmen, was draussen geschieht, aber wir müssen es zur Kenntnis nehmen und uns damit auseinandersetzen. Damit kommen wir in unseren Überlegungen zu unseren «Nonkonformisten» in der Literatur, Kunst, Kirche, Jugend, die uns anscheinend so viel zu schaffen machen. Es gab mir, als ich für die schweizerische Kulturpolitik mitverantwortlich war, zu denken, dass die kulturelle und geistige Präsenz der Schweiz im Ausland gerade von solchen Persönlichkeiten nach dem Kriege wieder hergestellt wurde, die innerhalb unserer Grenzen auf Unverständnis, ja oft auf heftige Kritik stiessen. Es schien, dass Künstler, Psychologen, Dichter, Theologen, Architekten usw., die bei uns entweder wenig bekannt waren und im Ausland lebten, oder sich für politische Ohren unliebsam bemerkbar gemacht hatten, offenbar die gleichen waren, die im Ausland als echte Zeitgenossen, als Leute, die unserer Welt etwas zu sagen haben, angesehen wurden. Kein Schweizer hat auf einer Vortragstournee in Amerika soviel tausend Menschen angezogen, wie der Theologe Karl Barth, der bei uns politisch verfemt wurde. Der Psychologe C. G. Jung hatte nur in der angelsächsischen Welt Anklang gefunden, in unserem Land fühlte er sich isoliert. Kein Architekt hatte grössere Aufmerksamkeit erregt als Le Corbusier, der sich aus Unmut über heimisches Unverständnis in Frankreich einbürgerte. Der Bildhauer Alberto Giacometti, der jeden Sommer in seiner Bergeller Heimat verbrachte, gehörte der Ecole de Paris an und stiess lange auf Unverständnis bei uns. Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt gehörten und gehören noch, von New York bis Tel Aviv, von Südamerika bis Moskau, zu den meistgespielten Dramenschreibern unserer Zeit. Nehmen wir diese Erscheinungen zunächst einmal ohne Kommentar zur Kenntnis.

Ich möchte zum Schluss bloss auf gewisse Parallelen zwischen wirtschaftlichen und geistigen Vorgängen hinweisen, die mir zu denken geben. Sie haben als Bankiers jahraus, jahrein mit der Unstabilität der Währungen, mit der Geldentwertung respektive Inflation zu tun, und wir haben gegenwärtig eine flottierende Währung. Bedeutet das nicht, dass die Wert-

massstäbe verloren gegangen sind, dass wir uns von der Normalität – nämlich von verbindlichen Normen – entfernt haben, die sich als fester Devisenkurs, einst als Goldstandard, bis vor kurzem als System von Bretton Woods, ausdrückte? Meine Elterngeneration, von der wir die Massstäbe von gesellschaftlicher und politischer Stabilität und von verbindlicher Moral geerbt haben, konnte sich bis 1914 nicht vorstellen, dass der feste Wert des Frankens, der Mark, des Sterlings usw. ins Wanken geraten könnte. Des weitern wäre eine Intervention des Staates in die Konjunktur- und in die Kreditpolitik nicht denkbar gewesen, weil das freie Spiel der wirtschaftlichen «Gesetze» den Konjunkturverlauf ohne äussere Eingriffe regelte und der Kredit auf dem Vertrauen und der Glaubwürdigkeit beruhte. Als das amerikanische Kreditsystem in den schwarzen Tagen von Wall Street 1929 zusammenbrach, begann überall eine neue Epoche der Staatsintervention, aus der wir nicht herausgekommen sind – aus der auch heute kein westlicher Staat herauskommen kann.

Diese sattsam bekannten Abweichungen vom freien Spiel des kapitalistischen oder liberalen Wirtschaftssystems rufe ich nur deshalb in Erinnerung, weil sie kein isoliertes Phänomen und nicht bloss ein finanz- und banktechnisches Problem sind, sondern in der Unruhe, Unstabilität und oft Ratlosigkeit im Bereich der Politik und des Geisteslebens ihre Entsprechung haben. Was unter dem Zwang unserer internationalen Verflechtung in der schweizerischen Finanz-, Währungs-, Konjunktur- und Kreditpolitik heute gemacht wird, ist innerhalb des kapitalistischen Systems nichts anderes als ein bedenklicher wirtschafts- und finanzpolitischer Nonkonformismus. Ich suche dafür keine Schuldigen, ich stelle es bloss fest.

Davon ausgehend dürfen wir uns nicht wundern, wenn in der Politik Strömungen aufkommen, die am Bestehenden, an den bisherigen Normen zweifeln; auch nicht, wenn die Sitten und Gebräuche unserer Gesellschaft nicht mehr den überlieferten Regeln gehorchen, oder wenn die Ideen der geistig Arbeitenden in Wissenschaft und Literatur den traditionellen Massstäben und Meinungen nicht mehr konform sind. *Es gab innerhalb einer halbwegs stabilen Gesellschaftsordnung in der Wirtschaft, Finanz, Politik, Wissenschaft und Kultur verbindliche Normen, anerkannte Wertmassstäbe. Sie scheinen abhanden gekommen zu sein.*

Noch einmal: ich suche keine Schuldigen. Sondern ich wollte den Beweis führen, dass alles auf alles wirkt, dass nichts isoliert vorkommt; diejenigen, die sich selber nicht mehr an Regeln und Normen halten, sollten anderen keinen Vorwurf daraus machen, dass sie überlieferte Regeln und Normen in Frage stellen. Das ist alles, was ich zu dem Thema der sogenannten «grossen Zusammenhänge» zu sagen habe.

Was mir aus diesen Überlegungen zu folgen scheint, fasse ich zum

Schluss kurz zusammen: Wir sollten, jeder bei seiner Tätigkeit und jeder in seinem Fach, Beruf und Auftrag ein aufmerksames Auge auf die Erscheinungen und Entwicklungen in andern Lebensbereichen haben. Wenn wir nämlich aus den Schwankungen und Unstabilitäten, aus dem universellen «Floating» herauskommen und zu neuen Wertmassstäben gelangen wollen, nach denen wir uns richten können, dann genügen isolierte Massnahmen auf einzelnen Tätigkeitsgebieten nicht. Es kann sich in der heutigen Kulturkrise – wobei ich alle Erscheinungen unserer modernen Zivilisation unter diesem Begriff subsumieren möchte – nicht um isolierte Schäden handeln, die man durch geeignete technische Massnahmen beheben kann. Man muss diese Krise als ein Ganzes und Allgemeines sehen. Vor ein paar Jahren wies der Präsident der Weltbank, Robert McNamara, an einer Tagung der Weltbank und des Internationalen Währungsfonds in Kopenhagen auf die Fehler hin, «die *unsere brüchige Gesellschaft des 20. Jahrhunderts zu desintegrieren*» drohen. Ich zitiere ihn wörtlich.

Was ich nach einem langen Leben und einer ziemlich vielseitigen Tätigkeit feststellen muss, ist diese «*Brüchigkeit unserer Gesellschaft*», die sich in *allen Unstabilitäten des heutigen Lebens ausdrückt, und diese «Desintegration»*, die nichts anderes als eine Loslösung aller Dinge von einem Standard ist. Damit in irgendeiner Form unsere Politik, unsere Wirtschaft und Finanz, unsere Wissenschaft und Kultur wieder «konform» werden könnten, wäre es nötig zu wissen, welches die Normen, die Massstäbe und Werte sind, die unserer Gesellschaft des 20. Jahrhunderts wieder erlauben würden, sich gemäss diesen Normen, Massstäben und Werten zu verhalten. Das gilt für alle und jeden, auf welchem Gebiete und in welcher Eigenschaft auch immer sie innerhalb der Gesellschaft eine Tätigkeit ausüben.